

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

Der Katholizismus und die schweizerische Demokratie

Richard Gutzwiller: Die Katholiken und die Schweiz. Vita Nova Verlag, Luzern 1935; 91 S.

Mag es für uns Schweizer noch so bitter sein, wir dürfen uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß es kaum je eine Zeit gegeben hat, deren vorherrschender Geist unser Staatswesen dermaßen in seinem Tiefsten bedrohte und dessen tragende Ideen mit solcher Entschiedenheit ablehnte. Zwar ist nicht zu vergessen, daß der Beteiligte die großen Linien des geschichtlichen Geschehens nur nebelhaft zu erahnen vermag, daß die Gefahren den Zeitgenossen viel herzbeklemmender überschatten als den unbeteiligt Rückschauenden: Dennoch kann man schon heute ermessen, welch machtvolle Kräfte der Gegenwart zu den fundamentalen Wesenszügen des Neuen Bundes der Eidgenossen, zu seiner föderalistischen, demokratischen und übernationalen Struktur, in grundsätzlichem Gegensatz stehen. Der faschistische Nationalismus, der aus der Not des Nachkriegs aufgesprungen ist und nunmehr die Schweiz von drei Seiten umklammert, hat straff zentralisierte und unerbittlich autoritäre Staatlichkeiten mit einheitlicher Sprache und Kultur und übersteigertem Eigenbewußtsein geschaffen und in der Nachfolge Machiavellis oder Chamberlains den Staat oder die Rasse in eine Sphäre fast göttlicher Würde emporgehoben; die Ansätze zu einer Föderation der Staaten als gleichberechtigter Bundesglieder, die die Grundidee der Schweizerischen Eidgenossenschaft auf einer höhern Ebene verwirklichen würde, dagegen sind noch zu schwach, um ein gleichwertiges Gegengewicht zu diesem nationalstaatlichen Autarkismus bilden zu können. Die Gefahren, die sich für die Schweiz aus dessen Sprengwirkung gegenüber einem übernationalen Staatswesen ergeben können, sind, trotzdem sie sich weniger laut und sinnfällig als die militärische Bedrohung unseres Vaterlandes während des Weltkrieges vordrängen, erfreulicherweise bereits breiten Volksschichten bewußt geworden und haben einer entschlossenen Bewegung der Abwehr und Selbstbesinnung gerufen. Diese geistige Landesverteidigung wird sich jedoch nicht in der negativen Ausscheidung und Zurückweisung unschweizerischer Einflüsse erschöpfen dürfen: Ihr vornehmstes Ziel wird sein, zu einer positiven Synthese der vielgestaltigen und einander oft widerstrebenden Strömungen unseres Landes zu gelangen, die bunten und reichen Geisteskräfte des schweizerischen Spannungsfeldes fruchtbringend zusammenzufassen und das Gemeinschweizerische dem Volksbewußtsein zum lebendigen Erlebnis zu machen. Es ist deshalb von hoher Bedeutung, daß der Wille zu werktätiger Verständigung über alle Schranken und Hindernisse hinweg sich neuerdings nicht nur auf kulturellem und politischem, sondern auch auf kirchlich-konfessionellem Gebiet kräftig regt.

Erst durch die Reformation entstand jener fast unheilbare Riß, der weit stärker als andere Spaltungen in seelische Tiefenschichten drang, der das vorher aufblühende Bundesleben lähmte und die Eidgenossen von den Kappelerkriegen bis

zum Sonderbundskrieg immer wieder in blutigen Waffengängen entzweite. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß der Eidgenossenschaft aus der Glaubensspaltung auch bedeutsame Vorteile erwachsen. Nicht nur verlieh sie dem Bild der schweizerischen Kultur die uns vertraute Vielfarbigkeit und Eigenartigkeit, nicht nur erzwang sie den Rückzug der XIII Orte aus der gefährvollen und wirklichkeitswidrigen Grossmachtpolitik in die immer grundsätzlichere Neutralität: Da die konfessionelle Scheidung der Eidgenossen räumlich nicht mit andern Gegensätzlichkeiten — Deutsch und Welsch, Städte und Länder, Alpengebiete und Mittelland — zusammenfiel, sondern diese naturgegebenen Fronten quer durchschnitt, schuf sie neue tragfähige Verklammerungen und jenen gegenüber gewissermaßen ein Gegengewicht und hob verschiedene Landschaften erst eigentlich vom gleichsprachigen Nachbarland ab — wo gibt es anderswo reformierte Romanen in kompakter Masse wie in der Waadt oder im Bergell und Engadin? Hatte die Glaubensstrennung in den früheren Jahrhunderten somit gewisse positive Funktionen zu erfüllen, dürfte heute, da wirtschaftliche und soziale Gegensätze unser Land entzweien und die geistigen Grundlagen der Schweiz in Frage gestellt werden, da das konfessionelle Problem nicht mehr im Zentrum des politischen Kampfes steht und das Christentum als solches offensichtlich in die Defensive gedrängt ist, jedoch die Zeit gekommen sein, den religiösen Hader zwischen den eidgenössischen Brüdern vollends zu überwinden und, ohne in einem fragwürdigen Interkonfessionalismus die dogmatischen Unterschiede zu verwischen, das gemeinsam Schweizerische und das gemeinsam Christliche in den Dienst des gemeinsamen Vaterlandes zu stellen.

Es ist deshalb kaum ein Zufall, wenn neuerdings verschiedene repräsentative Vertreter des schweizerischen Katholizismus die Stimme erhoben haben, um für den konfessionellen Frieden und die Zusammenarbeit der Kirchen einzutreten. Vor wenigen Jahren ist Monseigneur Bessons «Après quatre cents ans» erschienen, ein Buch, das in seiner religiösen Innigkeit und Heimatliebe ans Herz greift. In diesem fingierten Briefwechsel vor allem zwischen dem katholischen Abbé Favre und dem reformierten Pasteur Curchod werden zwar die dogmatischen Glaubenspositionen unerbittlich gewahrt, aber Wege zu gegenseitigem Verstehen und fruchtbarem Zusammenwirken auf gemeinchristlicher Grundlage gesucht.

Dem Welschschweizer hat sich nun ein deutschweizerischer Katholik zur Seite gestellt: Gutzwillers jüngst veröffentlichte Schrift, die, durch geistige Sauberkeit und Ehrlichkeit ausgezeichnet, die Einstellung breiterer katholischer Kreise widerspiegeln und, mit kirchlicher Erlaubnis gedruckt, in gewissem Maße programmatischen Charakter besitzen dürfte, vertritt dieselben Grundforderungen. Der ehrliche Wille des bekannten katholischen Studentenberaters Zürichs, in — unter Vorbehalt der Aufhebung der konfessionellen Ausnahmebestimmungen der Bundesverfassung — rückhaltloser Anerkennung des schweizerischen Staates und der militärischen Landesverteidigung den reformierten Miteidgenossen die Hand zu gemeinsamer Arbeit in und am Vaterland zu reichen, leuchtet in seiner Abhandlung verschiedentlich auf und sollte die Gegenseite mit freudig zustimmender Genugtuung erfüllen. Völlig zurücktreten müssen demgegenüber gewisse Schiefheiten und Einseitigkeiten in der Deutung der Schweizergeschichte und in der Charakterisierung anderer weltanschaulicher Typen, muß auch der Umstand, daß

sein mit dialektischer Schärfe in gerafften Formulierungen errichtetes Geistesgebäude auf teilweise recht anfechtbaren Axiomen ruht und in eine etwas dünne und wirklichkeitsferne Luft aufragt.

Vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Abstrakten zum Konkreten vorschreitend, nähert sich Gutzwiller in logischer Stufenfolge seinem eigentlichen Anliegen, der sichtigenden Klärung der Position des Katholizismus zur heutigen schweizerischen Demokratie und zu den bedeutsamsten, in ihr politisch wirksamen Weltanschauungen, und verleiht dadurch seiner Beantwortung der Frage das Gewicht einer aus allgemeinen katholischen Grundsätzen abgeleiteten Entscheidung. Auf diesem Wege, der in zielbewußter Geradlinigkeit weite Geistesräume durchmißt, bietet sich ihm Gelegenheit, in knappen Zügen die auf Aristoteles und Thomas von Aquin aufbauende katholische Gesellschaftslehre zu umreißen, die in ihrer Geschlossenheit das fortbildende Denken von Jahrtausenden erkennen läßt und selbst Kreise, welche dem Konfessionell-Kirchlichen fernstehen, beeindruckt muß. Wenn Gutzwiller sich in diesem Zusammenhang auch — im Gegensatz zu den theoretischen und politischen Ansprüchen eines Innozenz III. oder eines Bonifaz VIII. — bereit erklärt, den Staat neben der Kirche als zweite, völlig gleichberechtigte «societas perfecta» mit «sufficientia vitae» auf dem temporalen Gebiet anzuerkennen, so kann doch nicht übersehen werden, daß — von der logischen Fragwürdigkeit einer Konsouveränität zweier höchster Instanzen ganz abgesehen — die Kirche wegen ihrer direkten Legitimation von Gott her und ihrer höchsten Zuständigkeit in spiritualen Fragen von einem überzeugten Katholiken trotzdem als die virtuell übergeordnete Macht empfunden werden muß und infolge der von Gutzwiller selbst geleugneten, jedenfalls nicht vollkommenen «Eigengesetzlichkeit der Kultursachgebiete» tatsächlich auch reichlich Gelegenheit zu Übergriffen in die staatliche Hoheitssphäre finden kann.

Von noch vitalerem Interesse als Gutzwillers allgemeine Erörterungen über das Verhältnis von Staat und Kirche werden für uns Schweizer seine Ausführungen über unsere Demokratie sein. Wir versagen es uns, hier näher auf sie einzutreten, da seine Stellungnahme bereits verschiedentlich in der politischen und konfessionellen Presse gebührend gewürdigt und, wie zu erwarten war, auch kritisiert worden ist und da wir uns zur Hoffnung berechtigt glauben, daß ein Großteil der konfessionell und politisch Bewegten selbst zu dieser wenig umfänglichen, aber um so stärker befrachteten Schrift greifen werden, um sich durch eigene Lektüre ein selbständiges Urteil zu bilden. Nur zwei Punkte seien in Kürze noch angetönt.

Gutzwiller bezeichnet als die drei grundlegenden Wesenselemente des schweizerischen Staatsgefüge seine föderalistische Struktur, die freiheitliche Grundgesinnung seiner Angehörigen und den den Bund tragenden christlichen Glauben. Die Bedeutung des Christentums für die Eidgenossenschaft verfolgt er in großen Schritten durch ihre ganze geschichtliche Entwicklung bis zur Gegenwart. In diesem Zusammenhang stellt Gutzwiller als Beweis für die besonders intensive katholische Christlichkeit der alten Eidgenossen eine Reihe von feierlichen Ingressen, ethisch-religiösen Eidessicherungen und andern verwandten Formulierungen der spätmittelalterlichen Bundesverträge, Verfassungen und chronikalischen Berichte zusammen. Obgleich wir hier mit ihm nicht rechten möchten, glauben wir doch feststellen zu müssen, daß derartige Formeln nicht nur der eid-

genössischen Urkundensprache eignen, sondern ebenso in andern abendländischen Regionen als Ausdruck der das Mittelalter allgemein kennzeichnenden religiös-transzendentalen Grundstimmung auftreten, daß beispielsweise die der Sache nach genannte «pax Dei» südfranzösischen Ursprungs ist und von den Eidgenossen im Rahmen der allgemeinen Gottesfriedensbewegung übernommen wurde. Da aber die heutige Schweiz auf Grund ihrer föderalistisch-kommunalen Staatsidee in gewissem Maße immer noch als ein in die Moderne hineinragender Rest Mittelalter gelten muß und dieser unter dem Primat des Religiösen stehenden Epoche weit blutvoller als die durch andere Weltanschauungen geprägten Staatstypen verbunden ist, können wir den Satz, mit dem Gutzwiller seine Darlegungen beschließt — «die schweizerische Eidgenossenschaft wird christlich sein, oder sie wird nicht mehr die Eid-Genossenschaft sein», — mit Überzeugung unterschreiben.

Ferner wird die Wahrnehmung, mit welcher urteilssicherer Festigkeit Gutzwiller den Trennungsstrich zwischen dem Katholizismus und dem von völlig anders gearteten geistigen Grundlagen ausgehenden *Frontismus* zieht, nicht wenige mit Genugtuung erfüllen. Denn gerade im Hinblick auf die Anbiederungsversuche dieser jungen politischen Bewegung und auf gewisse, bereits mit katholischen Gruppen eingegangene Tatgemeinschaften ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß ein hervorragender schweizerischer Katholik mit aller wünschenswerten Klarheit ausspricht, wie tiefe weltanschauliche Gegensätze die beiden Geisteshaltungen und die durch sie dem Christentum gegebenen Deutungen trennen, und daß auch vom Katholizismus die Gefahr erkannt wird, die ihm und der schweizerischen Demokratie von dieser Seite her droht.

So kann denn auf Gutzwillers Schrift nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Sie ist nicht nur ein kraftvoller Ausdruck vaterländischer Gesinnung, ein beherzigenswerter Ruf zu *gemeineidgenössischem Zusammenstehen* gegen die Fährnisse unserer Zeit aus einem weltanschaulichen Lager, das sich mit Recht als ein Erbe und Bewahrer bester schweizerischer Tradition betrachten darf, sie ist — neben andern katholischen Kulturleistungen der Nachkriegszeit — auch ein Zeichen dafür, daß der schweizerische Katholizismus neuerdings zu *geistiger Regsamkeit* und schöpferischem Leben erwacht ist und die fast lethargische Unbewegtheit, in die er nach der politischen Niederlage im Sonderbundskrieg verfallen zu sein schien, überwunden hat. **Hans Waser.**

Die Festschrift für C. G. Jung

Die kulturelle Bedeutung der komplexen Psychologie. Julius Springer, Berlin 1935, 625 S.

Eine Festschrift für einen Forscher soll nicht nur Zeugnis der Dankbarkeit sein, sondern auch dem Leser die Frage beantworten: Was bedeutet die Lebensarbeit des Gefeierten innerhalb seines Spezialgebiets und was leistet es darüber hinaus für die Kultur unserer Zeit?

Diese Forderung erfüllt die schöne, umfangreiche Festschrift, die der Psychologische Club letztes Jahr für C. G. Jung herausgab, der am 26. Juli seinen 60. Geburtstag gefeiert hat. Wie der Titel «*Die kulturelle Bedeutung der komplexen Psychologie*» anzeigt, enthält sie Beiträge, in denen die An-

wendungsmöglichkeiten von Jungs psychologischen Hypothesen und Forschungsergebnissen in der Religionsforschung, der Philosophie, Pädagogik, Soziologie, Kunst, Literatur und für die geistige und seelische Problematik des einzelnen modernen Menschen gezeigt werden. Mitgearbeitet haben sechsundzwanzig Autoren aus verschiedenen Ländern und Berufen; nur sechs sind eigentliche Psychologen.

Wir müssen es uns hier versagen, die Beiträge auch nur aufzuzählen. Wir beschränken uns darauf, Jungs wichtigste und fruchtbarste Hypothese, diejenige von den Archetypen des kollektiven Unbewußten zu berühren.

Den Begriff des Archetypus hat Jung von Augustin übernommen. Er bezeichnet damit «anschauliche Vorstellungen, symbolische Urbilder, über denen sich der menschliche Geist aufbaut und differenziert hat... «Diese Urbilder», führte er einmal aus, «sind schwer zu definieren, um nicht zu sagen vage. Jede zu enge, intellektuelle Fassung beraubt sie ihres ursprünglichen Wesens. Es sind keine wissenschaftlichen Begriffe, von denen Eindeutigkeit gefordert werden muß, sondern höchst allgemeine U r a n s c h a u u n g e n des primitiven Geistes, die nie spezielle Inhalte bezeichnen, sondern um ihres Beziehungsreichtums bedeutsam sind. Levy-Bruhl bezeichnet sie als ‚représentations collectives‘ und Hubert und Mauß als K a t e g o r i e n a p r i o r i der P h a n t a s i e.»

So wird in der Festschrift beispielsweise eine solche Kategorie der Phantasie zur Erklärung der «Symbolik der Pyramiden» in Ägypten, China und Mexiko herangezogen. Denn die diesen Bauten zugrunde liegende Vorstellung ist die uralte Symbolik der magischen Quadrate oder Kreise, des Sonnenrades usw. als Bild der Erleuchtung, wie aber auch des Umlaufes um ein Zentrum.

Als ganz anderes Beispiel beschreibt der amerikanische Schriftsteller L e o n a r d B a c o n in seinem Aufsatz «Analytical Psychology and Poetry» den Rhythmus in der Dichtung als Archetypus. Der abgemessene Rhythmus, welcher die Substanz der Dichtkunst bildet, hat in sich selbst die Qualität eines Archetypus. Und für die Schöpfung neuer Ausdrucksformen: «Das Neue muß vom Ursprünglichen tingiert sein, und das Fremde zieht seine Kraft aus den alten dunklen Verbindungen mit dem Vertrauten... Der eine Dichter, Homer, singt in den Hexametern des Ozeans, und ein anderer, Dryden, in den würdevollen, gemessenen und präzisen Versen des englischen Augustäums im 17. Jahrhundert. Hinter beiden ist, wenn man nur weit genug zurückgeht, der Kriegstanz. Hinter jedem Gedicht ist ein Archetypus.»

Der Heidelberger Indologe P r o f. H e i n r. Z i m m e r schreibt in seiner sehr schön übersetzten und interpretierten «Geschichte vom indischen König und dem Leichnam» über die Märchengestalten als Archetypen, «... als drame intérieur seelischer Schicksalsverstrickung hat Jung Märchen, Mythen und Träume ins Licht theoretischer Erkenntnis und deutender Handhabung gezogen. Sie sind Zauberspiegel, aus dem jeden, wenn er hineinblickt, sein eigenes Gesicht als Rätsel und Antwort anblickt.»

Wenn eine bestimmte Situation eintritt, die über die gegebenen Möglichkeiten bewußter Bedeutung und Erfahrung hinausgeht, so wird ein archetypisches Bild zur Erfassung jener psychologischen Situation aktiviert. Von diesem Standpunkt aus schildert Fräulein T o n i W o l f f, Zürich, die psychisch-funktionelle Wirkung des Archetypus in ihrem Beitrag «Einführung in die Grundlagen der komplexen Psychologie.» Der gründliche Aufsatz, in der Sprache nicht immer klar, läßt auch

die Gefahr erkennen, wie aus Jungs rein hypothetischem Strukturbild für die Psyche leicht die feste Behauptung entstehen kann: so sieht die Seele aus, und nicht anders. Sehr glückliche aphoristische Formulierungen findet die Verfasserin für die besondere Problematik des modernen Protestanten.

Prof. Adolf Keller, Genf, schreibt in seinem Beitrag «Analytische Psychologie und Religionsforschung»: Wenn Religion, allgemein gesprochen, auf der Fähigkeit beruht, sich tief affizieren zu lassen von bewußtseinstranszendenten Mächten, so ist eben diese Einwirkung das Wesentliche, nicht aber die intellektuelle Gestaltung dieses Erleidens... Die Wirklichkeit dieses Affiziertwerdens ist früher als die Wahrheit ihrer bewussten Formulierungen a posteriori. Jung hat dieser Wirklichkeit in der Psychologie wieder Raum verschafft... Die Tiefenpsychologie gibt der Theologie Tatsachen zu bedenken, die sie nicht ohne Schaden übersehen darf. Wenn das Bewußtsein sich erweitert, dann erweitert sich auch jenes heilige Temenos, in dem die Seele sich angesiedelt hat... Die Kundgebungen des kollektiven Unbewußten durch die Archetypen zeigen uns gleichsam die Religion im status nascendi, so daß man an ihnen geradezu jene allgemeine Theologia naturalis studieren kann, die sich durch alle Religionen ausgebreitet hat. Wie käme es sonst, daß z. B. das Motiv des Jonas im Fisch und seiner merkwürdigen Befreiung in mehr als achtzig Stämmen und mythologischen Gruppen bekannt geworden ist?»

Prof. Levy-Bruhl, Paris, schildert archetypische Vorstellungen in seinen «Remarques sur l'Initiation des Medicin-Men». In fesselnder Darlegung sind die Archetypen für das «Selbst» und dessen Gegensätze im Menschen beschrieben.

Eine akademische, gelehrte Haltung ist in der Festschrift zumeist vermieden worden, wozu auch die Mitarbeit verschiedener Frauen beiträgt. Die unmittelbare psychische Erfahrung archetypischer Bilder schildert Linda Fierz in ihrem geistreichen Beitrag: «Frauen als Weckerinnen seelischen Lebens». Er beginnt mit der Feststellung: «Der Einfluß, welcher auf irgendeinem Lebensgebiet von Frauen ausgeht, ist nur schwer zu erfassen, wenn man sich nicht mit der Oberfläche begnügen will. Heute, wie zu Evas Zeiten, sind die Frauen wahre Künstlerinnen im Camouflieren ihrer Geschütze; denn sie durchschauen nur selten ihr eigenes Spiel und spielen es um so vollkommener, je weniger sie wissen, was sie tun... immer bleibt etwas unerklärt, und gerade dieses Unerklärte wirkt entscheidend. Will man daher von Frauen sprechen, so ist vielleicht der Umweg der direkteste Weg, weil er der weibliche Weg ist... Für die Frauen war im Anfang nicht das Wort, sondern das Bild; daher soll hier an erster Stelle eine Legende stehen.» In dem nun folgenden köstlichen Schöpfungsmythos der Hopi-Indianer, wo die seelische Unruhe der Frauen die Männer zwingt, aus dem Höhlenleben tief im Erdinnern in immer höhere Welten aufzusteigen, erscheint gleichsam wieder das alte Bild des Weiblichen als Anstifterin, das schweigend dem Manne aus dem Maul der Schlange die Frucht vom Baume der Erkenntnis reicht.

Den Schlußteil der Festschrift bilden Schilderungen und Charakteristiken der Persönlichkeit Jungs, von denen die reizvollen Erinnerungen von Dr. Albert Oeri besonders erwähnt seien.

Steigt im letzten Teil der Ton auch bisweilen ins Überschwängliche, so tut das dem Buche keinen Abbruch, gilt es doch nicht nur einen Forscher zu ehren, sondern auch einem großen Arzt und vielseitigen Helfer den Dank auszusprechen.

H. Baumann.